Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 84 (1975)
Heft: 3

Artikel: Erziehende Frauen in der Dichtung
Autor: Stucki, Helene
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-547967

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erziehende Frauen in der Dichtung

Helene Stucki

«Was aber bleibet, stiften die Dichter.» So heisst es bei Hölderlin. Grosse Dichter schaffen das Unvergängliche. Es ist ihnen gegeben, das, was in ihnen als Wesentliches, als innerster Kern lebt – Aristoteles und auch moderne Psychologen wie C. G. Jung nennen es das Selbst – zur Verwirklichung zu bringen in ihren Gestalten. Und was der Dichter in seinen Menschen zum Leben geweckt hat, von dem strömt eine Kraft aus auf den Leser, den Zuschauer im Theater. Es ist dem Menschen, schon dem Kinde und besonders dem Jugendlichen gegeben, fremdes Leben, sofern es ihm in einer Gestalt entgegentritt, die seinem Wesen irgendwie verwandt ist, mit der gleichen Intensität zu erleben, wie sein eigenes. Er kann Leiden und Freuden mitempfinden, Spannungen und Entspannungen in der eigenen Seele spüren, Entscheidungen mittreffen, Wandlungen und Läuterungsprozesse des Helden können sich auf ihn übertragen. Das meint doch wohl der griechische Begriff der Katharsis, der inneren Reinigung, die der Zuschauer im griechischen Theater erlebte. So darf man wohl sagen, um das heute viel gebrauchte und viel missbrauchte Wort *Selbstverwirklichung* anzuwenden: dichterische Gestalten können eine unschätzbare Hilfe im Werdeprozess, auf dem Wege zur Selbstverwirklichung, zur Menschwerdung sein. Sie wirken wie Hebel oder wie Zauberstäbe, welche die eigenen Kräfte ans Licht locken, schlummernde Möglichkeiten zum Bewusstsein bringen.

Wer sich in Biographien bedeutender Menschen etwas auskennt, stellt mit Erstaunen fest, dass oftmals eine Dichtung mehr in Gang brachte, mehr bewirkte als bewusste, gerichtete Beeinflussung durch die Erzieher. Es ist lohnend, nach dichterischen Frauengestalten zu forschen, von denen eine solche sittlichende Kraft ausgeht, die immer wieder gleichsam als Feuerzeichen erscheinen, wenn sich die Welt auch sehr weit von dem entfernt hat, was der Dichter in sie hineinlegte.

Antigone

Warum ich aus den zahllosen von Dichterhand gestalteten und wohl auch verklärten Frauen gerade Antigone und Iphigenie an den Anfang setze? Weil das, was Goethe mit dem *Ewigweiblichen* meint, das hinanzieht – und das in unserer Alltagssprache eine bedenkliche Abwertung erfährt –, in diesen beiden Charakteren in überzeugender Klarheit erscheint: die menschlich-mutige Stimme der Frau im Gegensatz zu der Männer schroffen Gesetzesgebundenheit.

Antigone ist die Tochter des unseligen Königs Oedipus und seiner Mutter und Gattin Jokaste. Sie begleitet ihren geblendeten Vater in die Verbannung, ins Elend, wo er den Tod findet. Nach Theben zurückgekehrt, erfährt sie den Tod ihrer beiden Brüder Eteokles, der für, und Polyneikes, der gegen seine Vaterstadt kämpfte. Hier hebt die Tragödie des Sophokles an.

Eteokles erfährt ein ehrliches Begräbnis,

«Des Polyneikes armer Leichnam aber
Darf nicht beweint und nicht begraben werden
So sei dem Volk befohlen, unbeklagt
Und unbestattet soll man ihn den Vögeln,
Sie lauern schon, zum üppigen Frasse lassen!»
«. . . Wer's dennoch tut,
Der stirbt durch Steinigung vor allem Volk.»

Antigones folgsame Schwester Ismene fügt sich dem Machtwort des Herrschers:

«Wir müssen einsehn, dass wir Frauen sind,
Mit Männern uns zu messen nicht bestimmt.»
«. . . Ich füge mich der Obrigkeit:
Masslos zu handeln hat ja keinen Sinn.»

Antigone aber *misst* sich mit dem Mann, dem König Kreon. Sie trotzt dem Gesetz und bestattet ihren toten Bruder. Ertappt und vor den König gebracht, soll sie Rechenschaft ablegen. In ergreifenden, für alle Zeiten gültigen Worten stellt sie dem menschlichen Gesetz das göttliche entgegen:

«Der das verkündete, war ja nicht Zeus,
Auch Dike in der Totengötter Rat
Gab solch Gesetz den Menschen nie. So gross
Schien dein Befehl mir nicht, der sterbliche,
Dass er die ungeschriebnen Gottgebote,
Die wandellosen, konnte übertreffen.
Sie stammen nicht von heute oder gestern,
Sie leben immer, keiner weiss, seit wann.
An ihnen wollt' ich nicht, weil Menschenstolz
Mich schreckte, schuldig werden vor den Göttern.»

Kreon weiss aber nichts von gottgegebenen, ewigen Gesetzen, denen sich der Mensch fügen muss. Er pocht vielmehr auf sein Männerrecht, das er nicht preiszugeben bereit ist:

«Wenn sie sich ungestraft das leisten darf,
Bin ich kein Mann mehr, dann ist sie der Mann.»

Nach einem scharfen Wortwechsel bricht dann aus Antigone das Wort hervor, mit dem sie durch Jahrtausende hindurch behaftet bleibt – oder gekrönt wird:

«Mitlieben, nicht mithassen ist mein Teil.»
«Mich wird im Leben nie ein Weib regieren»,

gibt Kreon zur Antwort und spricht das Todesurteil.

Vergebens sucht Haimon, des Königs jüngster Sohn und Antigones Geliebter, seinen Vater umzustimmen:

«Mir aber kommt es insgeheim zu Ohren,
Wie sich die Stadt um dieses Mädchen härmt:
Sie, die unschuldigste von allen Frauen,
Soll elend sterben für die schönste Tat!
Den eignen Bruder, der im Kampfe fiel,
Hat sie nicht ohne Grab verkommen lassen,
Der wilden Hunde und der Vögel Frass,
Ist sie nicht goldner Ehrengabe wert?»

Und später:

«Drum lass nicht nur die eine Denkart gelten,
Die du für richtig hältst, und keine andre!
Drum beuge dich und wandle deinen Sinn!»

Kreon aber reagiert auf solche Vorstellungen mit Schimpfnamen wie «Weibes Fron», «Weibshöriger». Da dringt die Diskriminierung der Frau durch, die bis zur Gegenwart das Frauenleben belastet.

Antigone ist in die Geschichte eingegangen als die Frau, die tatsächlich eine *neue Denkart* vertritt, die Stimme der Menschlichkeit in einer barbarischen Welt.

In seiner Schrift «Von der europäischen Mission der Frau» beschwört Coudenhove-Kalergi, der Vorkämpfer für ein einiges Europa, die Welt:
«Hier gilt es, ein neues Weltreich zu gründen; aber nicht im männlichen Geist der Eroberung und des Imperialismus, sondern im weiblichen Geist der Menschlichkeit und des Friedens, in jenem Geist, dem Sophokles in seiner ‚Antigone' Ausdruck gegeben hat durch jene unsterbliche Parole aller wahrhaft weiblichen – weil menschlichen – Politik: ‚Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da'.»
Darf man nicht sagen, dass von der dichterischen Gestalt der Antigone eine erzieherische, eine sittliche Kraft ausströmt, bis in unsere Zeit hinein?

Iphigenie

Noch einer andern Frau aus der griechischen Sagenwelt sei gedacht, weil ihre Menschlichkeit und damit ihre erzieherische Kraft ihre segensreiche Wirkung tut bis zum heutigen Tage. Während aber Antigone ihre Unsterblichkeit einem griechischen Dichter verdankt, dürfen wir uns keineswegs auf Euripides berufen, wenn wir Iphigenie an die Seite ihrer unglückseligen Schwester stellen. Euripides dramatisiert die alte Sage von dem Fluch, der über des Tantalus Geschlecht wütet. Der Muttermörder Orestes soll auf Befehl des Gottes Apoll das Standbild dessen Schwester aus Tauris zurückholen. Dort findet Orestes seine verloren geglaubte Schwester als Priesterin der Artemis. Sie hilft ihm, das Bild zu stehlen, da sie den Barbaren, deren Priesterin sie gezwungenermassen ist, weder Treue noch Wahrheit schuldig zu sein glaubt. Der Anschlag würde misslingen, wenn nicht der «deus ex machina» in Gestalt der Göttin Athene erschiene und alles zu einem guten Ende führte: Lösung des Fluchs, Sühnung der Schuld, Rückkehr in die Heimat –, alles ist das Werk der Götter. Es herrscht eine despotische Notwendigkeit, ein blinder Fatalismus. Von dieser Iphigenie geht keine erzieherische Kraft aus. Unter den Händen Goethes, der damals die Pein des von den Furien verfolgten Orest wie die rettende und heilende Liebe einer Frau im eigenen Leben erfuhr, verwandelt sich die dramatisierte Fabel der Euripides in ein psychologisches Drama, in das Hohelied der *Humanität*.
Im Gegensatz zu Antigone, die wir erst durch ihre letzte heroische Tat kennenlernen, begegnen wir Iphigenie in ihrem segenspendenden Wirken zum Wohle der Barbaren. Was entgegnet Arkas auf die Klage der aus der Heimat Verbannten um ihr nutzloses Leben?
«*Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?*
Wer hat den alten, grausamen Gebrauch,
Dass am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend lässt von Jahr zu Jahr
Mit sanfter Überredung aufgehalten
Und die Gefangnen vom gewissen Tod
Ins Vaterland so oft zurückgeschickt?
...
Das nennst Du unnütz, wenn von deinem Wesen
Auf Tausende herab ein Balsam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirst
Und an dem unwirtbaren Todesufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereitest?»
Der «reinen Schwester Segenswort», ihre menschliche Nähe bringt dem Bruder Heilung von den Qualen der Verfolgung:
«*Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz,*
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die ehrnen Tore fernabdonnernd zu.»
Wohl ist damit der Fluch gebannt – nicht durch einen «deus ex machina», sondern durch die schwesterliche Liebe –, aber noch ist der Weg zur Rückkehr nicht frei. Um des Götterbildes willen wird ein Betrug geschmiedet, der zu einer gewalttätigen Lösung auszuarten droht. Noch einmal ist es die sittliche Kraft der Frau, die die Hadernden versöhnt. Während die Iphigenie des Euripides glaubt, den Barbaren gegenüber seien Lüge und Diebstahl erlaubt, spricht die von Goethe geschaffene Gestalt nach hartem Kampfe die Worte aus:
«*Weh! o weh der Lüge! Sie befreiet nicht,*
Wie jedes andre, wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet...»
Iphigenie kann den König der Taurier, den sie durch die Ablehnung seiner Werbung verletzt hat, nicht hintergehen. Ihr Geschick und das der Freunde legt sie in seine Hände – mit einem erschütternden Appell an dessen verzeihende Güte:
«*Verdirb uns – wenn du darfst.*»
Und Thoas lässt sich erweichen. Die sittliche Kraft eines Menschen wirkt, heilt, erlöst, bringt aber auch die guten Kräfte im Mitmenschen zur Entfaltung.

Die Herrin Seele

Nach diesem Höhenflug in die griechische und die deutsche Klassik wenden wir uns kurz der Dichtung des eigenen Landes zu und fragen: Wie stellt der Schweizer Dichter die erzieherische Kraft der Frau dar? Geht es auch hier um eine neue Denkart, eine Gegenüberstellung zwischen männlicher Gesetzesgebundenheit und weiblicher innerer Freiheit? Wir kennen weder eine Antigone noch eine Iphigenie in unserer Literatur. Es gibt aber einen Schweizer Dichter, dessen Weg mit dem eines Sophokles, eines Goethe verwandt ist: *Carl Spitteler*. Das Ewige, das absolut Gültige verkörpert er zwar nicht in einer lebendigen Frauengestalt; ist es aber nicht seltsam und beglükkend zugleich, dass die *Herrin Seele* als Bild seines besten Selbst ihre Forderungen stellt, das Leben seines Prometheus erleuchtet, belastet, beglückt? Also doch das Weibliche, das ihn hinanzieht? Gehorsam gegenüber der Herrin Seele ist Treue zu sich selbst, ist Selbstverwirklichung, ist Wille zur *Ganzheit*, in der männliche und weibliche Kräfte sich vereinigen. So darf man wohl auch der Schöpfung Spittelers, der Herrin Seele, die menschenbildende Kraft nicht absprechen. Auch er hat, wie Sophokles und Goethe, das Menschenbild, das Frauenbild erhöht. Man muss es beklagen, dass offenbar die sittliche Kraft Spittelers, welche die Jugendzeit der heute Betagten erleuchtet und zum Teil gestaltet hat, in der Gegenwart brach liegt. Des Prometheus unentwegte Treue zur Selbstverwirklichung – durch unendliche Prüfungen hindurch – macht ihn auch zum Retter und Heiler des kranken Gotteskindes. Ist es eine neue Ethik, die Spitteler hier verkündet? Klingen da nicht Töne an, die uns in der Antigone, der Iphigenie erschütterten und beglückten?

Heinrich Pestalozzi

Es mag auffallen, dass die im engern Sinne erzieherische Tätigkeit der Schweizer Frau, ihre Auswirkung als Mutter, als Lehrerin, recht wenig Niederschlag in der Dichtung gefunden hat – mit einer grossen Ausnahme. Zwar kann man darüber streiten, ob Heinrich Pestalozzis Werk der schönen Literatur zugeordnet werden soll, seine im Volk tief verankerte Gestalt der Mutter *Gertrud* ist irgendwie von Poesie umwoben. Wie heisst es in «Lienhard und Gertrud»? «So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn, Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und Dein Ohr hört ihren Lauf nicht. Aber bei ihrem Untergang weisst Du, dass sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind. Leser! Es ist viel, was ich sage; aber ich scheue mich nicht, es zu sagen. Dieses Bild der grossen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibs, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.»
Was spätere Kinderpsychologen wie Bowlby, Charlotte Bühler und andere wissenschaftlich begründeten, er hat es intuitiv erfasst: Die Bedeutung des Heimes, der Mutter für die Entwicklung des Kindes, für dessen Sinnes- und Sprachbildung, für die Erziehung des Gefühls und des Willens, für die Formung seines Gewissens und damit für seine religiöse Haltung. Die vorbildliche Mutter Gertrud erzieht durch Nachahmung und Gewöhnung, durch Anerkennung und Strafe, Arbeit und Freude. Sie tritt aber auch über die Schwelle ihres Hauses hinaus, indem sie sich verwahrloster Kinder des Dorfes annimmt, eine Dorfschule gründet, sich dem Weiberbund anschliesst, der in der Gemeinde zum Rechten sieht.

Von Pestalozzi zu Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller

Gertrud ist nicht nur Erzieherin ihrer Kinder, sie ist, wie so manche Frauengestalt Gotthelfs, auch Erzieherin ihres Mannes. Stimmt es nicht nachdenklich, dass in einem Lande, das seinen Frauen mit Hartnäckigkeit ihre politischen Rechte fast ein Jahrhundert lang vorenthalten hat, die dichterischen Frauengestalten «ihren Mann» stellen in der Familie, aber auch in der Öffentlichkeit? So bedarf der gutmütig-schwache Lienhard der Kraft seiner Frau. Sie unternimmt den schweren Gang zum Obervogt Arner, weil der schuldbewusste Mann den Mut dazu nicht aufbringt. Auch versteht sie, das Vaterbild in ihren Kindern zu pflegen, hochzuhalten. Ihre erzieherische Kraft zieht den Mann empor in eine bessere Welt.

Eindrücklicher noch als Pestalozzi zeichnet *Jeremias Gotthelf* die Frau als geistige Führerin ihres Mannes. Mit ganz besonderer Liebe umfängt Gotthelf das Mädeli in «Leiden und Freuden eines Schulmeisters». Es mag seltsam, fast belustigend klingen, wenn die junge Braut ihren Hochzeiter an den alten Brauch erinnert, dass sich das Paar während der Trauung fest aneinanderdrücken müsse, damit der Teufel nicht dazwischen kommen könne. Sie hat denn auch, vor allem in den ersten schweren Ehejahren, den Teufel fern zu halten vermocht und den etwas leichtfertigen Sinn ihres Mannes auf die Quelle hingewiesen, aus der ihr frommes Gemüt in allen Nöten des Lebens Kraft und Trost schöpft: auf das Evangelium. Was dem hochgemuten Prometheus die Herrin Seele bedeutet – die übrigens auch im Absoluten wurzelt –, das holt sich das Mädeli aus dem Wort ihres Herrn. So richtet sie den enttäuschten, sich im Kummern verlierenden Schulmeister mit den Worten auf:

«*Los, my liebe Ma, ih bi ke Schulmeister u no bluetjung; aber es duecht mi, das syg gar e grosse Fähler, das me d'Gschrift ume so ufem Papier het, u we me se liest, so lat me se ufem Papier; es duecht mi geng, me sött se so da ychenä is Härz; da würd me scho dra däiche, wes Zyt wär. Aber me lat Gschrift Gschrift sy, u dr Möntsch blybt a Möntsch. Ih cha je länger je minger so ganzi Kapitel läse, so drüber eweg; ih mues mi geng bsinne by allem u möchts nie me vergässe, u je me ih sinne cha, descht bas wirds mr; es duecht mi de fry, es heig scho öppis bschosse . . .*»

Und der Schulmeister sinniert:

«*Vor meines Weibchens einfachem, verständigem Sinn stund ich wie ein Schulknabe.*»

An anderer Stelle bekennt er:

«*Ich begreife noch jetzt nicht recht, woher mein junges Weib die Kraft hernahm und das richtige Gefühl dessen, was christlich und nicht christlich ist. Es war ohne sogenannte Bildung, eine besondere Edukation war nicht mit ihm gemacht worden, und im Welschland war es nicht gewesen, und doch dachte es so sinnig, waltete so lieblich und trug so kräftig, dass man so etwas unter seinem Kittel nicht vermutete.*»

Gotthelfs Frauen, so das Vreneli im «Ueli-Roman», das Meieli im «Annebäbi», das Anneli in «Geld und Geist» und andere bezeugen auf eindrückliche Weise, dass Selbstverwirklichung und damit erzieherische Ausstrahlung wenig zu tun haben mit dem, was man gewöhnlich als Bildung bezeichnet.

Unter den vielen Frauengestalten *Gottfried Kellers,* von denen eine erzieherische Wirkung ausging, seien nur zwei, durch ihre Gegensätzlichkeit bestechende, hervorgehoben: Frau Regula Amrein und Judit, die Freundin des Grünen Heinrich. *Regula* gehört, wie Pestalozzis Gertrud, zu den wenigen dichterischen Gestalten, die uns in ihre «Kinderstube» hineinschauen lassen, die ihre erziehende Kraft an den eigenen Kindern erproben, sich als tüchtige Mütter bewähren. Frau Regula Amrein kann es zwar nicht verhindern, dass ihr Mann, ein nichtsnutziger Seldwyler, Bankerott machte und über das «atlantische Weltmeer» flüchtete. Aber mit «Rührigkeit, Entschlossenheit und Besonnenheit» arbeitet sie sich zur Besitzerin des verlotterten Steinbruchs empor. Sie traut sich auch zu, die Erziehung ihrer drei vaterlosen Buben anders zu steuern, als es in Seldwyla Mode war. Ihre besondere Aufmerksamkeit gilt dem jüngsten Söhnlein, einmal, weil dieses äusserlich das Ebenbild des Vaters ist und sie fürchtet, es möchte auch allerlei Ungutes vom Erzeuger mitbekommen haben, und sodann hat der kleine Fritz sie einmal aus einer bedrohlichen Lebenslage gerettet. Hier setzt Gottfried Kellers Pädagogik ein:

«*Seine Mutter aber hielt ihr Wort und erzog ihn so, dass er ein braver Mann wurde in Seldwyl und zu den wenigen gehörte, die aufrecht blieben, so lange sie lebten. Wie sie das eigentlich anfing und bewirkte, wäre schwer zu sagen, denn sie erzog eigentlich so wenig als möglich, und das Werk bestand fast lediglich darin, dass das junge Bäumchen, so vom gleichen Holze mit ihr war, eben in ihrer Nähe wuchs und sich nach ihr richtete.*»

Kann man überzeugender darstellen, worauf es in der Erziehung ankommt?

Ohne «entsetzliche Wichtigtuerei und Breitspurigkeit» schenkt Frau Regula der Kleidung und Nahrung des Kindes die nötige Beachtung, gibt ihm auch frühzeitig eine Sparbüchse zur freien Verfügung. Mit erstaunlicher Sicherheit weiss sie zu unterscheiden zwischen Kinderfehlern, die mit dem Älterwerden verschwinden und solchen, die auf gefährliche Charakterzüge schliessen lassen. «Wie schwer merken die wackern Erziehungsleute ein früh verlogenes und verblümtes Wesen an einem Kinde, während sie mit höllischem Gezeter über ein anderes herfahren, das aus Übermut und Verlegenheit ganz naiv eine vereinzelte derbe Lüge gesagt hat!»

Die ganze «Erzieherei» beruhte mehr im Charakter der Frau Amrein als in einem vorbedachten oder gar angelesenen System. Allerdings hat sie, wo es Not tat, auch kräftige Erziehungsmittel angewendet, was man bei Keller nachlesen muss.

Der Freund der Kellerschen Dichtung gibt aber die Palme nicht der beispielhaften Erzieherin und Staatsbürgerin, sondern der glutvollen und doch menschlich überlegenen Freundin des Grünen Heinrich, der *Judit.* Im letzten Kapitel seines grossen Romans hat Keller ihr ein wundersames Denkmal gesetzt. Der nach langer Wanderschaft ans Sterbebett seiner Mutter zurückgekehrte Heinrich klagt über seine «ausgeplünderte Seele», sein «belastetes Bewusstsein». Er fühlt, «dass das kein Leben war und so nicht weitergehen könne. Zuweilen regt sich und immer vernehmlicher der Wunsch, gar nicht mehr da zu sein.» Da begegnet ihm die Jugendfreundin. Sie ist nach zehnjährigem Aufenthalt in Amerika wieder in die Heimat zurückgekehrt. «Erfahrung und Menschenkenntnis lagerten um Stirn und Lippen, und doch leuchtete aus den Augen noch immer die Treuherzigkeit eines Naturkindes.» Aus ihren Erzählungen erfährt Heinrich, dass schwere Erlebnisse und vor allem die Erziehungsarbeit, die sie an ihren Auswanderungsgenossen leistete, ihr Wesen «veredelt und höhergehoben» hat. «Der Selbsterhaltungstrieb war mit einer grossen Opferwilligkeit so glücklich gemischt», dass wir wohl von ihrer Selbstverwirklichung, ihrer Menschwerdung sprechen dürfen. Obwohl Heinrich das Urteil dieser einfachen und edlen Frau fürchtet wie kein anderes, enthüllt er ihr «das Geheimnis seines Gewissens und das Schicksal seiner Mutter». Ihre Verstehensbereitschaft, ihre wärmende Nähe befreien ihn von dem Druck, der so lange auf ihm gelastet hat, so dass er, ohne ihren Urteilsspruch abzuwarten, in den Jubelruf ausbricht:

«*Du hast mich erlöst, Judit, und dir danke ich's, wenn ich wieder munter bin.*»

Darf man da nicht, über Jahrhunderte hinweg, an den von den Furien verfolgten Orest denken, der in den Armen seiner Schwester Iphigenie Erlösung findet? Gilt nicht auch hier das Wort, das Goethe seinem Drama mitgab: «Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit.»

«Was aber bleibet, stiften die Dichter.» Die Kunst des Dichters, verbunden mit einem hohen Ethos und einem starken Glauben an das Ewigweibliche, stellt uns Frauen vor Augen, deren erzieherische Kraft emporbildet, heilt und rettet. Was die Heldinnen der alten Mythen mit den schlichten Frauengestalten neuerer Zeit verbindet: Sie tragen alle etwas in sich, das grösser ist als das Menschenherz, sie haben Teil am Unvergänglichen. Darum können sie auch uns Wege weisen zur Selbstverwirklichung, zur Menschwerdung.